

# Fantasy Homo-Erotik





I



# ventus aestatis

Der Wind des Sommers



Die warme Sommerluft war erfüllt von Vogelstimmen und dem Surren und Summen abertausender Insekten. Es war ein idyllischer Augustmittag in jener kleinen Vorstadt, in die wir – Uriel, Raguel und ich – vor einigen Tagen gezogen waren. Uriel wässerte gerade die Tomaten auf dem Hochbeet, während Raguel neben mir an dem runden Tisch auf der Terrasse saß und mit Mühe und Not Kartoffeln schälte. Eigentlich wollte er mir damit zu verstehen geben, dass ich ihm zur Hand gehen sollte. Aber ich nahm mir wie so häufig heraus, nicht auf derart subtile Aufforderungen zu reagieren. Wer wollte bei diesem schönen Wetter schon der Hausarbeit nachgehen? Und dem ehemaligen Erzengel dabei zuzusehen, wie er sich abmühte, war natürlich auch viel amüsanter.

»Das Gartenhaus ist schön geworden, Sariel«, lobte Uriel mein Tageswerk. Ich nickte nur und triumphierte innerlich.

»Ja, man traut ihm gar nicht zu, dass er so etwas ohne sich zu verletzen fertig bringt«, stichelte Raguel grinsend und warf eine besonders herzlos geschälte – oder zerschälte – Kartoffel in den Topf.

»Nimm lieber das Schälmesser, sonst bringst du es fertig, dich schon wieder zu schneiden«, erwiderte ich trocken und lehnte mich auf der Bank zurück. Nach fünfundzwanzig Jahren des mehr oder weniger trauten Zusammenlebens hatten Raguel und ich mittlerweile Struktur und Routine in unsere Wortgefechte gebracht: Er fing an, ich konterte – und in der Regel gab er dann nach.

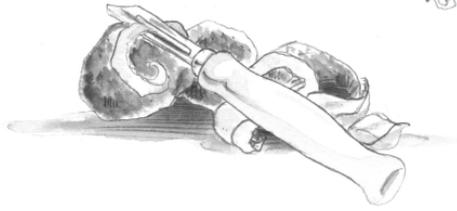
»Wieso können wir nicht einfach Pellkartoffeln machen?«, stöhnte Raguel, griff aber auch dieses Mal einsichtig zum Schälmesser.



Ich schenkte ihm ein betont freundliches Lächeln und schloss dann entspannt die Augen. Der Duft aus den Mittagstöpfen der Nachbarschaft stieg mir in die Nase und spürte die Vorhut eines neuen Feindes, der immer wieder vollkommen überraschend über mich herfiel: Hunger. Ich erinnerte mich, wie ich mich zu Beginn meines irdischen Exillebens neugierig auf alles Essbare gestürzt hatte. Jedes Gericht, jedes Getränk, jede Süßigkeit hatte ich ausprobiert. Mittlerweile hatte ich meine Vorlieben entwickelt, war anspruchsvoller und wählerischer geworden. Aber die Sache hatte einen Haken, der mir viel zu spät aufgefallen war: Mein Körper hatte sich bald an regelmäßige Nahrungsaufnahme so sehr gewöhnt, dass ich Hunger verspürte und schwächer wurde, wenn ich nicht zum Essen kam ... Und Uriel hielt Raguel und mich nachdrücklich zum Essen an, um gegenüber unseren menschlichen Nachbarn den Schein zu wahren.

Das war aber noch nicht alles: Zum Hungergefühl kamen auch noch alle aus der Nahrungsaufnahme resultierenden Konsequenzen, von der Gewichtszunahme bis zur Verdauung. Für einen Menschen normal, für mich eine groteske wie auch faszinierende Umstellung, an die ich mich in der Zwischenzeit einigermaßen gewöhnt hatte. Abgesehen von der leisen Angst, ob sich der Prozess auch wieder rückgängig machen ließe, sollten sich die Himmelsportalen oder Höllentore doch noch einmal für mich öffnen.

Das klingelnde Telefon störte meine Mittagsruhe. Es war selbstverständlich, dass ich aufstand – immerhin waren Uriel und Raguel beschäftigt und so faul war ich auch wieder nicht. Trotzdem hastete ich nicht zum Telefon, sondern ging gemächlich. Vielleicht wäre das anders gewesen, wenn wir einen Anruf erwartet hätten. Aber das taten wir nie.



Mein Weg zum Telefon führte mich quer durch das Haus ins Wohnzimmer. Die weißen Wände der Innenräume hatten wir in gemeinschaftlicher Arbeit mit Borden, Stuck und Vorhängen verkleidet, die Decken mit wolkigen Himmeln zu allen Tages- und Jahreszeiten verziert und marmorierte Steinfließen auf dem Fußboden verlegt. Da wir regelmäßig umzogen, um nicht aufzufallen, hatten wir mittlerweile ausreichend Erfahrung auf diesem Gebiet gesammelt. Die Möbel waren allesamt aus dunklem Holz, die dominierenden Farben waren rot, weiß und schwarz – Gold konnte man hingegen nicht finden. Das war selbst uns zu kitschig.

Ich erreichte das kleine, schnurlose Telefon und nahm ab. Ich hatte mich nach meiner Ankunft schnell mit den elektronischen Geräten der Menschen vertraut gemacht, auch wenn mir Computer immer noch nicht geheuer waren – im Gegensatz zu Raguel, der Uriel gelegentlich in den Wahnsinn trieb, wenn er den Fußboden des gemeinsamen Schlafzimmers mit allerlei Computerteilen bedeckte, deren Namen ich mir partout nicht merken konnte.

Die Dame am Telefon hatte derweil begonnen, mir in beschwingtem Redefluss Angebote über Haushaltsgeräte zu unterbreiten. Gerade schwärmte sie von einem elektrischen Dosenöffner mit zwei Jahren Garantie, den man zusammen mit einer bahnbrechenden Allzweckpfanne zu einem angeblich äußerst erschwinglichen Preis bei ihrem Versandhaus bestellen könnte.

»Wir kaufen nichts«, erklärte ich monoton und legte auf. Menschen konnten so lästig sein – vor allem, wenn es ihr Beruf war, anderen Leuten allen möglichen Schund

anzudrehen. Seufzend legte ich das Telefon zurück in die Schale und fuhr mir durch mein neuerdings kurzes Haar.



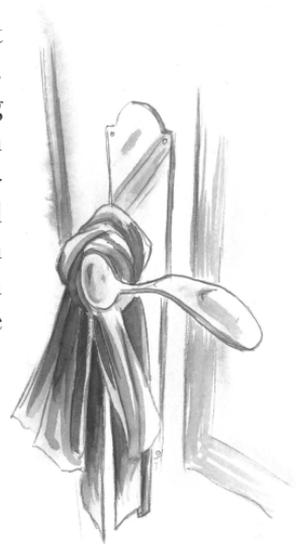
Immer noch vermisste ich die alte Länge, doch ein Großteil von ihr war bei Raguels letztem Grillversuch in Flammen aufgegangen. Man bedenke: Ich saß an jenem Abend vier Meter vom Grill entfernt und wurde von einem fliegenden Kohlestück am Kopf getroffen ... Und nun stand ich jeden Morgen wehmütig vor dem Badezimmerspiegel und geriet jedes Mal in Versuchung, mit einem Lineal nachzumessen, ob sie schon wieder länger geworden waren. Prüfend an einer Strähne zwirbelnd, ging ich zurück in Richtung Terrasse – wieder über den Flur und durch das Esszimmer, vorbei an der Küche zur Tür und blieb stehen, noch bevor ich diese erreicht hatte.

Um den Türgriff war ein rotes Tuch gewickelt.

Das bedeutete für mich ein ganz besonderes *Vorsicht!*, aber auch ein: *Sperrzone!*

Ich war Uriel und Raguel äußerst dankbar für diese spezielle Warnung. Ich mochte zwar ein Emporkömmling der Hölle sein, aber das machte mich noch lange nicht zum Voyeur – natürlich, es hatte seinen Reiz, aber Raguel war in diesem Punkt sehr empfindlich und seine Rache war meist so Nervenraubend und hinterlistig, dass ich eine tödliche vorgezogen hätte.

Ich akzeptierte also die Aussage des Tuches und ließ den beiden Engeln ihre Privatsphäre – so privat es eben sein mochte, diese Dinge im Garten zu tun ...



Ein Lied summend, das ich am Morgen im Radio gehört hatte, ging ich in mein Zimmer und öffnete den Kleiderschrank. Dessen Inhalt unterschied sich mittlerweile nicht mehr von dem eines gewöhnlichen Men-

sehen. Längst trug ich keine Höllenuniformen mehr, längst waren meine Roben und Gewänder in Kisten im Keller verschwunden. Es war einfach zu auffällig, wenn nicht gerade Karneval oder Halloween war. Gewohnheitsmäßig griff ich nach einem schwarzen, langen Mantel, bevor ich zur Haustür ging. Ich wollte die beiden nicht stören, einen kleinen Spaziergang machen und bei dieser Gelegenheit nach meinen Schützlingen sehen.

Ja, Schützlinge. Ich hatte mir tatsächlich Menschen ausgesucht, deren Schicksale ich begleitete und für die ich gelegentlich Dinge tat, die man allgemein als Schützen bezeichnen konnte. Wer sich nun fragt, wie ein ehemaliger Höllenfürst sich dazu herablassen konnte, Schutzengeln unter die Arme zu greifen, ohne etwas dafür zu bekommen, dem kann ich nur sagen: Wer so lange wie ich daran gewöhnt war, eine Aufgabe zu haben, der kann sich nur schwer an ein Leben ohne Aufgaben gewöhnen. Ich hatte mir etwas gesucht, das mich forderte und unterhielt. Meine Herkunft erlaubte es mir, schnell das Vertrauen der Menschen zu gewinnen und so viel über sie zu erfahren. Ich hörte die unglaublichsten, tragischsten und schönsten Geschichten. Geschichten, die sich kein Engel, Teufel oder Dämon jemals hätte ausdenken können. Schon deshalb, weil wir uns im Traum nicht ausmalen konnten, was Menschen tagtäglich beschäftigte – Probleme, die für uns höchst trivial schienen, bestimmten hier das Leben. Und viele dieser Probleme hatten in irgendeiner Weise mit Geld zu tun. Habgier, ja, das sagte jedem Engel und Teufel etwas. Eine Sünde, die die Menschen auseinander und gegeneinander brachte. Aber auf welche Weise und in welchem Maße, das hatte ich erst nach ein paar Jahren begriffen. Und es gab Tage, da wollte ich es immer noch nicht begreifen. Wieso machten sich Gottes Kinder das Leben nur so unmöglich schwer? Ich machte mich erneut auf den Weg, um eine Antwort auf diese Frage zu suchen.



Kaum hatte ich drei Schritte vor die Tür gemacht, wurde mir klar, dass der Mantel eindeutig ein Fehlgriff gewesen war. Aber meine eigene Bequemlichkeit hinderte mich daran, zurück ins Haus zu gehen und den Mantel wieder abzulegen. Das und vielleicht die Erfahrung, dass niemand vorhersagen konnte, in welchem Zimmer sich Uriel und Raguel gerade aufhielten ... Also mied ich die Sonne und suchte schattige Gässchen auf.

Nichts regte sich. Das Licht und die Wärme schien alles Leben träge gemacht zu haben. In meinem Kopf herrschte dagegen Hochbetrieb:

Seit fünfundzwanzig Jahren machte ich das alles nun schon mit. Seit fünfundzwanzig Jahren lebte ich mit Uriel und Raguel unter einem Dach. Tagtäglich wurde ich Zeuge ihrer Streitereien, ihrer Versöhnungen, ihres zärtlichen, intimen Umgangs miteinander. Und ich stand daneben und war immer noch alleine. Gut, ich hatte meine Position als fünftes Rad am Wagen selbst gewählt und lebte eigentlich gerne in ihrer Gesellschaft. Aber trotzdem ... Ich fühlte mich manchmal doch sehr einsam.

Aber trotz meiner Neugier hütete ich mich vor engeren Bindungen zu Menschen. Was also blieb mir? Einsamkeit und – wie jüngere Männer zu umschreiben pflegten – eine innige Freundschaft zu meiner rechten Hand.

Gott, wie tief war ich gesunken?

Natürlich geriet ich häufig in Versuchung, natürlich hatte ich keine fünfundzwanzig Jahre Keuschheit hinter mir. Aber im Vergleich zu meinen Zeiten als Höllenfürst ... Ja, an so manch kaltem Winterabend hatte es mich schon sehr

zurück in infernalische Kreise gezogen. Aber wann immer ich mit dem Gedanken spielte, ein Portal in Richtung Hölle zu durchqueren, hallten Beliels Worte in meinem Kopf wieder. Der Satan hatte mir damals ausdrücklich geraten, ihm nicht mehr unter die Augen zu kommen, falls Luzifer nicht rechtzeitig in die Hölle zurückkehren würde, um die Zweifel an seinen Führungsqualitäten zu zerstreuen. Ich hatte versagt. Auch wenn die Sache – vom Schicksal des Menschen und des Erzengels Michael einmal abgesehen – ein glimpfliches Ende genommen hatte. Mein Versprechen hatte ich nicht halten können, die Hölle war schon in den verheerenden Strudel eines neuen Machtkampfes geraten und Luzifer hatte den Fluss noch einmal aufhalten können. Ich mochte mir Beliels Zorn nicht ausmalen. Ja, ich hatte wirklich Angst um meine Haut. Obwohl und gerade weil ich Beliel nicht als gewalttätigen Teufel kennen gelernt hatte. Ohne angemessene Begleitung – namentlich Fürst Luzifer persönlich – wollte ich nicht mehr an jenen Ort zurückkehren, der nun in jeder Hinsicht meine Hölle geworden war.



Ich ließ die letzten Häuser an der Straße hinter mir und erreichte den Rand eines kleinen Wäldchens. Hier, zwischen Autobahn, Vorstadtsiedlung und Bahngleisen, hatte ich einen Ort der Ruhe gefunden, an dem ich meine immer mehr verkümmerten Kräfte fokussieren konnte, um Portale zu öffnen und den ganzen Planeten zu bereisen. Und auch dieses Mal kam ich nicht darum herum, frustriert festzustellen, wie schwer es mir mittlerweile fiel,

mich zu konzentrieren, bis sich das ersehnte Mandala vollends in die Luft gemalt hatte. Seufzend wischte ich mir den Schweiß von der Stirn und erappte mich dabei, wie ich tief einatmen wollte, um den Atem anhalten zu können, wenn ich durch das Portal und die Intersphäre eilte. Verbissen versuchte ich, mich zu beruhigen und meinen Kopf zu leeren. Aber seit der Erzengel Michael spurlos in der Welt zwischen den Sphären verschwunden war, gab es immer wieder Tage, an denen es mir nicht gelingen wollte. Aber es war nicht nur die Angst, ins Nichts zu stürzen. Was meine Reisen zusätzlich erschwerte, war das unguete Gefühl, in der Intersphäre beobachtet zu werden. Es war, als lauerte jemand in dem Raum zwischen den Welten, um sich auf mich zu stürzen, sobald ich einen Fuß auf den Weg zwischen den Portalen setzte und seiner Macht hilflos ausgeliefert war.

Auch heute ging ich unschlüssig vor dem Portal auf und ab, zögerte, haderte mit mir und meiner verfluchten Angst. Schließlich gewann mein Stolz den Kampf, ich ging einen Schritt rückwärts, um Anlauf zu nehmen, holte Luft und atmete erst aus, als mich auf der anderen Seite der Intersphäre lautes Hupen willkommen hieß. Und wie immer stellte ich erst in diesem Moment ungläubig fest, welchem Risiko ich mich mit meiner Eile ausgesetzt hatte.



Das Quietschen von Bahnschienen riss mich aus meinen Gedanken. Im nächsten Augenblick raste die Stadtbahn mit ratterndem Getöse an mir vorbei.

Großstädte waren mir unheimlich – vor allem nachts. Und doch zog es mich immer wieder in der Dunkelheit in die Häuserschluchten. Vielleicht, weil das am Tage so hektische Leben nach Einbruch der Abenddämmerung zumindest ein bisschen ruhiger wurde.

Während sich mein Herz von dem Schock und dem Lärm erholte, blinzelte ich, damit sich meine Augen schneller an das Halbdunkel gewöhnten. Ich brauchte ein paar Minuten, um mich zu orientieren, bevor ich den Schienen zur nächsten Haltestelle folgte. Plötzlich war ich dankbar für meinen Mantel. Zwar war die Luft auch hier so schwül, dass es mir den Schweiß auf die Stirn trieb, aber immer wieder überrollte ein eiskalter Wind wie eine Flutwelle die Straßen.

Meine Schritte hallten von den Hauswänden wider. Das Licht der Straßenlaternen malte unheimliche Schatten, die sich zu bewegen schienen. Und ich war mir sicher, dass es nicht nur mein eigener Schatten war ... Warum wohnte Peter nur in einer so scheußlichen Gegend?!

Die Antwort war simpel und bitter: Er konnte sich nichts anderes leisten. Peter wohnte in einem Wohnhaus, das zu baufällig war, um es zahlenden Mietern anzubieten, aber noch zu intakt, um es abzureißen. Also diente es Obdachlosen und all denen, die durch das mehr als löchrige Netz des Sozialwesens fielen, als Zufluchtsort. Und da es in der Straße viele solcher Häuser gab, wollte auch niemand in die Sanierung der Bauten investieren. Wer wollte in so einer Gegend schon Grund erwerben?

Für Peter und seine Kollegen im Haus Nummer 148 war das ein Glücksfall. Glück, das sie vielleicht verdienten. Peter hatte gut die Hälfte seines Lebens in Armut verbracht. Nicht immer auf der Straße, aber ständig mit der Angst, eines Tages nicht mehr von ihr wegzukommen. Gegen diese Angst nahm er Drogen. Und die bestimmten sein Leben. Eine tragische Geschichte, wie sie mir häufig

in ähnlicher Gestalt begegnete. Überhaupt schien die Erde so voll von tragischen Geschichten zu sein, dass sie den Höllenfürsten in mir beinahe langweilten. Aber ich hatte in den letzten Jahren aufgehört, mich blindlings von dem Hass und dem Frust, der mein Wesen durchwucherte wie ein Krebsgeschwür, ohne Gegenwehr beherrschen zu lassen. Dazu war ich viel zu neugierig auf die Geheimnisse des irdischen Treibens.

Ich klopfte fünfmal an der Tür – in einem ganz bestimmten Rhythmus, den Peter mir beigebracht hatte. Dann wartete ich. Zunächst geduldig. Vielleicht – nein, mit sehr großer Wahrscheinlichkeit war Peter gerade high. Trotzdem beschlich mich nach einer Weile wachsende Sorge ... bis ich endlich hörte, wie jemand die Kette hinter der Tür löste und mir öffnete.

»Oh, hallo Sariel!«, begrüßte mich der viel zu früh ergraute Mann und bat mich herein. »Ich hab schon gefragt, wann du mich wieder mal besuchen kommst ...«

Von allen Menschen, die ich mehr oder weniger regelmäßig besuchte, war Peter der einzige, der wusste, was und wer ich wirklich war. Manchmal glaubte ich, dass er mich für einen andauernden Drogentraum hielt, eine Halluzination, oder ein Zeichen dafür, wie sehr sein Verstand unter der jahrzehntelangen Folter gelitten hatte. Mir war das gleich, denn er nahm es hin, dass ich mit ihm sprach und er unterhielt sich mit mir. Um ehrlich zu sein, hatte ich mich ihm gerade deshalb offenbart.

»Seid ihr mit dem Umzug fertig?«, fragte er schließlich und eröffnete unsere Gesprächsrunde noch in seinem Flur.

»Ja«, antwortete ich. »Nach Deutschland. Hast du wieder eine Party geschmissen, ja?« Bedacht, nicht über leere Bierdosen und Flaschen zu stolpern, folgte ich ihm in die Küche.

»Deutschland? O weh ...«

»Ich wäre auch lieber in Portugal geblieben und Raguel wollte nach Frankreich, aber Uriel hat auf seinen Wunsch bestanden«, führte ich aus, während Peter mir eine Tasse kalter dunkelbrauner Brühe vorsetzte. Ich konnte mich nur schwer dazu durchringen, zu probieren, ob es Kaffee war. Ein winziger Schluck glitt schließlich über meine Lippen und bestätigte mir mit Ekel und Entsetzen, dass es tatsächlich Kaffee war. Natürlich war ich bemüht, meine Gefühle aus Höflichkeit verbergen. Es war die selbstzerstörerische Art von Höflichkeit, die mich übrigens für gewöhnlich auch dazu verdammt, alles, was Peter mir vorsetzte, aufzuessen oder leerzutrinken. Weg war jeder Gedanke an das Essen, das bei uns zu Hause auf seine Zubereitung wartete. Und jeder Appetit.

Früher wäre ich wahrscheinlich nicht einmal in die Nähe dieses Wohnblocks gegangen. Wieso auch? Wenn ich auf die Erde gereist war, dann nur, um Uriel zu besuchen oder mich von irdischen Schönheiten berauschen zu lassen. All das Elend – für mich ein Beweis menschlicher Grausamkeit und des Versagens der Hüter der Menschheit – hatte ich nicht sehen wollen. Und immer noch fühlte ich mich in dieser Umgebung in keiner Weise wohl. Aber ich war fasziniert – auch von diesem hässlichen Gesicht der Welt.

Wenn ich Peter in seiner schmutzigen Küche zwischen aufgetürmtem Müll gegenüber saß und seinen ausgezehrten, vergifteten Körper sah, zerriss es mir fast das Herz. Vor allem, weil auf seinen spröden Lippen stets ein unwirkliches Lächeln spielte, das mir eindeutig verriet, dass er wohl nie wieder beabsichtigte, ganz in diese Welt zurückzukehren. Oder überhaupt nie wieder in der Lage sein würde, einen freien Willen zu hegen. Eigentlich war es beachtlich, dass er überhaupt so alt geworden war und gelegentlich lebendig wirkte. Er musste einen sehr fähigen Schutzengel haben.

Oder einen Schutzengel mit ganz besonderen Ambitionen. Und hier kommen wir zum wirklich interessanten Teil ...

Ja, confiteor, ich *gestehe*. Auch wenn ich die Gespräche mit Peter interessant fand und so manchem Frust Luft gemacht hatte, so trieb es mich auch – vielleicht sogar vor allem – immer wieder in diese gottverlassene Gegend, weil ich hoffte, eines Tages seinen Schutzengel in die Finger zu bekommen und ihn zur Rede zu stellen. Was musste das für ein sadistischer, berechnender, weltfremder oder selbstgerechter Taugenichts im Engelsgewand sein, der so einen armen Teufel nicht einfach sterben ließ?

Nun hatte ich, wie beinahe jeder Engel, auch einmal dieses undankbare Amt bekleidet und kannte das ausgeklügelte Konstrukt des himmlischen Außendienstes. Da gab es zum einen die glücklichen Engel, die Schutzpatrone waren und von den Menschen angerufen wurden. Die-se verließen ihre Gefilde nur selten, waren in ihren Entscheidungen, ob sie einem Hilfesuch nachkamen oder nicht, weitgehend neutral, weil sie das Erdenleben nur in der Theorie kannten – und deshalb auch idealistisch und weltfremd. Die anderen, die in der Regel diese Hilfe dann ausführten und die Menschen auf der Erde überwachten, waren die gewöhnlichen Schutzengel. Sie arbeiteten beinahe rund um die Uhr, waren in einer kleinen Gruppe für ganze Regionen zuständig. Längst hatte nicht mehr jeder Mensch seinen eigenen Schutzengel, die Engel mussten sich gleich um abertausende kümmern ... damit sie kein besonderes Verhältnis zu einem einzelnen Menschen aufbauen konnten. Meine Meinung darüber, ob und wie gut das im konkreten Fall funktionierte, behalte ich lieber für mich. Jedenfalls war das Ganze ein streng organisierter Apparat, dessen oberstes Gebot es aber gerade nicht war, jedem Hilfsbedürftigen auch tatsächlich Hilfe zu leisten. Nein, da musste dann erst abgewogen werden, ob eine Hilfeleistung

in der konkreten Situation wirklich im Interesse des Menschen war. Was letztendlich dazu führte, dass die Engel das Leben und – jeder aufgeklärte Mensch würde mindestens die Hände über dem Kopf zusammenschlagen – die Lebenswürdigkeit eines Menschen bewerten mussten. Kein Traumberuf, oder?

Und gleichzeitig hätte jeder hohe Engel darauf geschworen, dass man sich nicht wesentlich in das irdische Leben einmischte ... Bei Gott nicht. Aber das ist eine andere Geschichte.

Mein persönliches Fazit also: Trotz eifrigen Bemühens der himmlischen Obrigkeit waren die Schutzengel natürlich anfällig für emotionale Korruption. Und solch einen Fall vermutete ich bei Peter.



»Wie wär's heute mit 'ner Spende, Hochwürden?«, fragte Peter nach einer Weile.

»Bin ich ein Priester?«, erwiderte ich flapsig. Ich war immer noch kein Mildtäter. Ich beabsichtigte nicht, mich zu rehabilitieren, indem ich auf Erden Gutes tat. Sicherlich hatte ich schon das eine oder andere Mal indirekt ausgeholfen, vielleicht sogar das ein oder andere Leben gerettet. Aber in erster Linie, um mir Gesprächspartner zu sichern, die mir viel über das Leben auf der Erde verraten hatten. So viel, dass ich mittlerweile selbst Uriel mit meinem Wissen beeindrucken konnte.

»Ich brauch Geld für Zigaretten«, beharrte Peter.

»Gut, dann komm mit und wir kaufen welche«, bot ich ihm an – und wusste, dass er müde ablehnen würde. Auch wenn oder weil ich einst dem Teufel persönlich gedient hatte, würde ich niemals zu einem gemeinen Drogendealer werden. Das wäre weit unter meinem Niveau gewesen.

Wir saßen noch eine Weile in Peters Küche und ich konnte beobachten, wie er zunehmend rastlos wurde. Schließlich hielt es ihn nicht mehr auf seinem Stuhl, er verließ die Küche; ich hörte, wie er im Nebenraum hektisch auf und ab lief, Schubladen öffnete, über Flaschen stolperte und tonlos fluchte.

Ich hörte ihm eine Weile zu, dann stand ich auf, leerte meine Tasse im Spülbecken und wusch sie aus, bevor ich auf den Flur hinaustrat und die Wohnungstür öffnete. Kaum hatte ich das getan, rauschte Peter wortlos an mir vorbei und verschwand in der Dunkelheit des Treppenhauses.

Wir verabschiedeten uns selten voneinander.

Ich nutzte die Gelegenheit, um mich noch einmal in Peters Wohnung umzusehen. Wie immer fand ich keine Nadeln, kein Fixbesteck, nicht einmal leere verdächtige Plastikbeutelchen oder zerknüllte Papierfetzen. Und da ich ausschließen konnte, dass Peter ein Drogenabhängiger

mit Ordnungszwang war, wurde mein Verdacht, dass sich jemand um ihn sorgte, auch bei diesem Besuch bestätigt. Und wenn Peters Beschützer wirklich so ein sorgsamer Engel war, wie ich vermutete, musste er in diesem Moment hinter seinem Schützling her sein, um ihm zumindest möglichst sauberen Stoff zu besorgen.

Für einen Moment überlegte ich, ob ich Peter folgen sollte – vielleicht würde ich diesem Engel, der sich nun schon seit mehreren Jahren erfolgreich vor mir versteckte, ja heute endlich begegnen. Aber ich entschied mich wie so häufig, ihm nicht zu folgen. Aus Bequemlichkeit; ich hätte rennen müssen, um Peter einzuholen, bevor er im Gewirr der Straßen verschwand. Und dies war kein Viertel, in dem man einen Drogensüchtigen verfolgen konnte, ohne früher oder später – als vermeintlicher verdeckter Ermittler – mit einem Messer oder einer Schusswaffe konfrontiert zu werden. Nicht, dass ich Angst gehabt hätte. Aber es war mir zuviel Aufwand.

Also entschied ich mich auch heute, an dieser Stelle nach Hause zurückzukehren.



In heimischen Gefilden angekommen, spazierte ich noch eine Weile über die schon schattigeren Wege der benachbarten Kleingartensiedlung. Ich hatte mir angewöhnt, Uriel und Raguel immer genug Zeit zu lassen. Nach ein paar Monaten hatte ich gelernt, einzuschätzen, wie lange die zwei für sich benötigten und die Routen meiner Spaziergänge angepasst. Ich wusste, wann ich die Gefahrenzone wieder betreten konnte. Ich vertrieb mir die Zeit damit,

die Menschen zu beobachten. Auch nach fünfundzwanzig Jahren konnte ich mich nicht satt sehen. Manchmal fuhr ich stundenlang ziellos in Zügen umher, hielt mich an öffentlichen Plätzen, in Bahnhöfen und Flughäfen auf. Es gab so entsetzlich viel zu sehen, so viele Emotionen, so viele verschiedene Typen.

Und so kam es, dass es an diesem Tag bereits dämerte, als ich die Haustür wieder aufschloss und meinen Mantel auszog.

Anhand der Stellung des Lichtschalters an der Badezimmertür erkannte ich, dass sich der gesperrte Raum nun auf dieses Zimmer beschränkte, und tat, was ich üblicher Weise in so einer Situation tat: Ich ging in die Küche und bereitete etwas zu essen vor.

Ja, ein Teil von mir war mittlerweile beinahe ein konditionierter Haushälter – zumindest, wenn es sein musste. Im Grunde war es noch nicht mal sonderlich höflich, es war rein natürlich und eigennützig: Mein Körper war durch den Ausflug zu Peter und den Spaziergang ermüdet, Uriel und Raguel hatten beim fleischlichen Nachweis ihrer Liebe gewiss auch Energie verbraucht, also hatten wir alle so etwas ähnliches wie Hunger. Und da es erfahrungsgemäß noch etwas dauern würde, bis sie im Bad fertig waren und Uriel sich an den Herd stellte, was er für gewöhnlich tat, da Raguel, wie bereits angedeutet, nicht besonders geschickt im Umgang mit jeglichen Zubereitungsutensilien war, kümmerte ich mich eben darum.

Auf der Küchenablage stand schon alles dafür bereit: Die Nudeln, alle benötigten Zutaten für eine passende Soße – wobei Uriel so aufmerksam gewesen war und eigens für mich einige Chilischoten gekauft hatte.

Ich mochte es eben gerne scharf. Daran war doch auch nichts auszusetzen, oder?

So setzte ich also Wasser auf – einen für Nudeln, einen für Soße, während ich mich fragte, was mit den Kartoffeln

vom Mittag passiert war – und kümmerte mich um das Fleisch.

Um mir folgend meine Sachen nicht ganz zu versauen, zog ich mir eine schwarze Schürze über. Ich mochte mich mit dem Kochen ganz gut arrangiert haben, aber Waschen und Bügeln war immer noch eine lästige Aufgabe, die ich gerne Uriel zuschob. Raguel war im Übrigen auch auf diesem Gebiet so gut wie gar nicht zu gebrauchen. Eigentlich waren seine Ungeschicklichkeit und Unfähigkeit auf dem Gebiet der häuslichen Pflichten relativ untypisch für sein Wesen, wenn ich das behaupten darf, denn ansonsten erfüllte er alle Kriterien einer Hausmutter: Er meckerte, regte sich über Schmutz auf, kommandierte, war einmal monatlich auffällig zickig ... Ich war mir dennoch sicher, dass er ein männlicher Engel war.

In diesem Moment klingelte es an der Tür. Stutzig sah ich auf und legte das scharfe Messer zur Seite.

Wieso klingelte es bei uns? Um diese Uhrzeit? Wir bekamen im Grunde nie Besuch, und wenn doch, dann verhielt es sich wie mit den Anrufen: Vertreter von unterschiedlichen Branchen von Haushaltsartikeln, über Vereine, bis hin zu religiösen Organisationen, die ahnungs- und arglose Erdenbewohner bevorzugt zu unchristlichen Zeiten am frühen Morgen eines Wochenendes aus dem Schlaf reißen.

Rätselnd machte ich vorsorglich und geistesgegenwärtig alle Herdplatten aus und ging zur Tür – Uriel und Raguel waren ja vermutlich noch beschäftigt.

Mit einem freundlichen Lächeln öffnete ich und wollte gerade zu einer höflichen, aber fragenden Begrüßung ausholen, als mein Körper beim Anblick des Besuchers erstarrte. Aber nicht nur mein Körper, auch meine Gedanken froren an einem einzigen Bild und Wort fest:

*Raziel.*



Wie konnte es sein? Wie konnte es sein, dass ein Herz so wild und ungezügelt in einer Brust hämmerte, während der Rest des Körpers zu Stein erstarrt war und sich wider aller Bestrebungen nicht rührte?

Raziel. Ja, es war wirklich Raziel.

Seit fünfundzwanzig Jahren ... Fünfundzwanzig Jahre hatte ich insgeheim auf diesen Moment gewartet. Der schöne Engel begleitet mich in meinen Träumen, verfolgte mich dort beinah, aber im Wachen war der anfangs feste Vorsatz, ihn baldmöglichst wieder zu sehen, mit der Zeit zu einem nicht einmal mehr geflüsterten, sondern nur noch leise gedachten Wunsch verkümmert.

Und jetzt war er hier. Er stand vor mir im Türrahmen, gehüllt in himmelstypische, weiße Roben, sein rotes Haar verborgen unter einer weißen Kopfbedeckung, seine violetten Augen kühle Spiegel, nicht aber Fenster zu seiner Seele.

Ja, es war fürwahr der Engel, den zu besitzen ich mir einst fest vorgenommen hatte. Genauso war er mir in lebendiger Erinnerung geblieben.

»Sariel? Ist a...« Raguel war im Bademantel aus dem Badezimmer zur Tür gekommen. Als er Raziel erblickte, lächelte er reserviert. »Oh, Raziel ... Was führt dich hierher?«

Ich konnte Raguels Zurückhaltung nachvollziehen – war Raziel für seine Ablehnung gegenüber allen männlichen und weiblichen Engeln doch berüchtigt. Seit Luzifer ihn allerdings zum Mann gemacht hatte, war es – soweit meine spärlichen Informationen reichten – zwar still um ihn geworden. Aber nichtsdestoweniger stand Raguel, der verbannte, geflohene Engel, einem der gottestreuesten Engel des Himmels gegenüber – noch dazu einem der großen Sieben.

Und dieser nahm Raguel nicht einmal in Augenschein. Mit niederschmetternder Neutralität war er damit beschäf-

tigt, meinem wohl etwas apathischen Blick zu begegnen. In dem Moment, als Raguel meinen Namen genannt hatte, hatten die Augenbrauen des hohen Engels kurzweilig gezuckt.

Hatte er mich etwa nicht sofort erkannt?

Nun zog er die Augenbrauen zusammen und wandte sich an Raguel. »Metatron schickt mich zu Uriel«, erklärte er kurz und knapp.

Wie hart und kalt seine Worte in meinen Ohren klangen ... Doch diese Kälte tat meinem überhitzten Herz gut und ließ mich meine Fassung wieder finden.

»Uriel kommt gleich«, antwortete Raguel trocken, drehte sich um und verschwand wieder.

Raziel hob die Augenbrauen. »Ist es auf Erden üblich, Gäste vor der Tür stehen zu lassen?«

Ich sah ihn an. Nein, das war nicht mein Raziel, denn meinem Raziel hatte ich damals die Arroganz bis auf ein erträgliches Maß ausgetrieben ... Oder verwechselte ich Wunschdenken und Realität?

Mit einem dünnen, höhnischen Lächeln, wie es meine Lippen schon lange nicht mehr geformt hatten, wies ich mit einer Hand in den Flur, wartete bis der Engel an mir vorbei geschritten war und schloss die Tür. Dann ging ich ohne ein weiteres Wort zurück in die Küche.

Ich fühlte mich seltsam taub. Es war wohl die Enttäuschung, die meine Kehle zuschnürte und eine aufkommende Wut, die meinen Magen schwer werden ließ und Gewichte an meine Knie band.

Meine Ruhe war dahin. Und ich bereute meine barsche Reaktion, fühlte mich fremd in meiner Haut.

Es tat mir unglaublich gut, dieses Gefühlschaos an den Essenszutaten auszulassen.

Nachdem ich die Herdplatten wieder angedreht hatte, zerschnitt ich unbarmherzig Zwiebeln, ohne eine Träne zu weinen. Ich presste Knoblauchzehen, zerteilte einen

Salatkopf, zwei Paprikaschoten und eine Gurke, gab alles in eine Schüssel, mischte währenddessen in einem Topf die gehäuteten Tomaten mit Tomatenmark, röstete Zwiebeln, brät das Fleisch an und passte auf, dass die Nudeln nicht zu weich wurden.

Ich war beschäftigt, und das war gut so. Ich brauchte Beschäftigung, ich brauchte Ablenkung. Ich wusste, dass ich nicht in der Lage war, jetzt über die Situation nachzudenken und einen Ausweg zu finden. Dazu brauchte ich Ruhe. Also musste ich Zeit überbrücken.

Aber ich war nicht abgelenkt genug. Raziels Anwesenheit entging mir nicht, ich war mir nur allzu deutlich bewusst, dass er im Türrahmen stand und mir zusah.

Zunächst versuchte ich, seine Blicke zu ignorieren, doch sie brannten auf meiner Haut wie glühende Kohlen. Meine Nervosität wuchs mit jedem Atemzug.

Schließlich sah ich ihn an. »Du darfst dich auch setzen«, erklärte ich und nickte in Richtung Esszimmer, während ich mich um eine völlig emotionslose Aussprache bemühte.

Raziel hob die Augenbrauen. Er musterte mich und lächelte – mitleidig, wie ich fand. Etwas in meinem Bauch krampfte sich unangenehm zusammen.

»Ist das deine neue Passion?« Sein Blick wanderte überdeutlich über meine Schürze.

Oh, er schürte Wut in mir. Wer war ich, dass ich mich von ihm provozieren ließ? Wieso berührte mich das überhaupt? Ich hatte keinen Grund, mich vor dem Engel so bloßzustellen. Ich war ein Höllenfürst. Er war ein Engel.

Und auch wenn ich auf Erden lebte, ich war immer noch der Stärkere – zumindest nahm ich dies an.

Schritte ließen uns beide aufblicken.

Mit Raguel wachend in seinem Schatten betrat Uriel das Esszimmer – in einem Bademantel wohlgermerkt.

»Was willst du, Raziel?«

Ich konnte genauestens sehen, wie Raziels Augen angesichts des so spärlich bekleideten Engels empört flackerten.

Raguel hakte sich bei seinem Partner unter, blieb aber hinter seinem Rücken und sah Raziel von dieser sicheren Position aus missbilligend an.

»Metatron schickt mich«, wiederholte Raziel.

Uriel nickte. »Das hat Raguel mir bereits gesagt.«

»Er will dich sehen«, fuhr der Thronengel fort.

»Warum?«, fragte Raguel misstrauisch und sprach damit auch meine Frage aus.

»Weil Uriel immer noch einer der Sieben ist, ob er will oder nicht«, klang es im gleichen, beinahe giftigen Ton zurück.

Raguel legte seinen Kopf leicht in den Nacken und sah demonstrativ auf Raziel herab. »Im Gegensatz zu Sariel und mir, meinst du?«

»Das hast du gesagt, Raguel«, konterte der Erzengel mit oberflächlich dünnem Lächeln. Es reichte aus, um Raguels Rage anzufachen.

»Wenn du glaubst, ich würde mich auch nur einmal in meinem Haus von dir beleidigen lassen, dann ...«

»Es liegt mir fern, meine Energie für solch triviale Bedürfnisse zu vergeuden, Raguel«, beteuerte der Erzengel und blieb seinem monotonen Ton treu. »Ich habe wirklich Wichtigeres zu tun – wie bereits erwähnt, Metatron möchte dich schnellstmöglich sprechen, Uriel.«

»Macht dir das eigentlich Spaß, Raziel? Kommst du dir besonders vor, wenn du dich hier hinstellst und geschwollen daherredest, du kämest in Metatrons Auftrag? Oder ist das etwa immer noch der einzige Inhalt deiner Existenz?«



Ich sah von Raziel zu Raguel und dann zu Uriel. Offensichtlich war der Erdeneremit ebenso unschlüssig, ob er eingreifen sollte, wie ich. Einerseits war es amüsant, den beiden zuzusehen. Andererseits waren wir beide mehr als neugierig, zu erfahren, was Metatron von Uriel wollte.

Schließlich hob Uriel einlenkend die Hand – die richtige Geste, um den Streit, sofern man diese Unterhaltung schon als Streit bewerten wollte, zu unterbinden. »Was will Metatron von mir?«, fragte er ruhig.

Raziel rümpfte die Nase. »Er will dich sprechen. Und es ist scheinbar sehr wichtig.«

»Soll er doch herkommen!«, kommentierte Raguel und zuckte mit den Schultern.

»Er hat viel zu tun«, entgegnete Raziel.

»Dann ist es doch besser, wenn Uriel nicht auch noch seine Zeit in Anspruch nimmt«, schloss Raguel und lächelte in offensichtlich falscher Höflichkeit.

»Ach, sei still, Raguel!«, erklang es barsch. Raziels Augen funkelten. Er kämpfte sichtlich mit sich – diesen Ausrutscher hätte er sich nicht erlauben dürfen und das wusste jeder in diesem Raum.

Ich kann kaum in Worte fassen, wie sehr mich dieser plötzliche Gefühlsausbruch erfreute.

Er hatte sich also doch verändert – seine Begegnung mit dem Teufel und einem seiner Helfer war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er war nicht mehr unfehlbar.

Ich konnte hoffen, zumindest ahnen, dass er mehr und mehr genauso von Gefühlen beherrscht wurde wie ich. Aber schon im nächsten Moment wurde die wohlige Freude in meinem Leib zu einer bitteren Vorahnung. Ich durfte nichts verwechseln – vor mir stand immer noch ein Erzengel, der gewissenhafter und pflichtbewusster war als seine Befehlshaber. Was würde mir meine Hoffnung und Freude bringen – außer Schmerz und Frust, den ich zur Genüge zu spüren bekommen hatte?! Entschlossen ermahnte ich mich, später in Ruhe über alles nachzudenken und mir bis dahin nichts anmerken zu lassen. Oder versuchte es zumindest.

»Wenn er mich ruft, dann wird er schon seinen Grund dazu haben«, schritt Uriel indes erneut schlichtend ein.

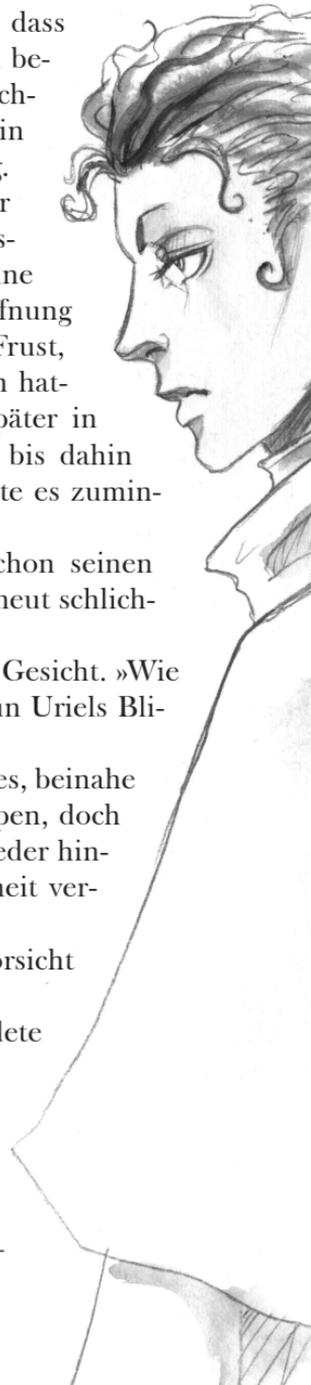
Sichtlich enttäuscht verzog Raguel das Gesicht. »Wie du willst«, gab er patzig nach und wich nun Uriels Blicken aus.

Für einen Moment flimmerte ein kleines, beinahe triumphierendes Lächeln auf Raziels Lippen, doch sobald Uriel erneut zu ihm sah, war es wieder hinter einer Maske aus Ruhe und Gelassenheit verschwunden.

Ich fühlte mich bestätigt, äußerste Vorsicht walten zu lassen.

»Also gut. Brechen wir auf«, verkündete Razel.

Raguels Augenbrauen zuckten kurz, dann wandte er sich ab. »Wünsche angenehme Reise«, sagte er betont gelangweilt und teilnahmslos – ein Alarmsignal, das sogar ich mittlerweile verstand –



und verschwand in Richtung Schlafzimmer. Dass er nicht auch noch die Tür zuschlug, war wohl ein Zeugnis seiner verbliebenen himmlischen Erziehung. Oder seines Stolzes.

Uriel sah ihm hinterher, ich sah seine Zerrissenheit. Aber der Erdeneremit entschloss sich, ihm nicht – zumindest nicht sofort – zu folgen. »Nein, wir brechen Morgen früh auf«, murmelte er in Raziels Richtung.

»A...«, wollte Razel protestieren, aber Uriel unterbrach ihn:

»Morgen früh!« Eine plötzliche Härte ließ seine Stimme beinahe zu einem Knurren werden. Dann ließ er mich mit Razel allein. Ich war mir sicher, dass ich ihm dafür in keiner Weise dankbar war.

